

Ein Beispiel für soziale Interaktionen: Zwei Tage im Leben von Benjamin

Mittwoch, 5. Mai 1993

Während Benjamin, vom Trickfilmfieber seines Freundes Mikael angesteckt, vor dem Fernseher sitzt, kommt ihm ein großartiger Gedanke. Unverzüglich blättert er seine Bücher über Indianer durch. Mit der amerikanischen Urbevölkerung fühlt er sich sehr verbunden.

Ja, genauso soll sein Indianerkostüm aussehen. Zufrieden

hält er ein Bild von einem Sioux-Häuptling aufgeschlagen. Dann schleppt er Papier, Malstifte, Schere, Leim und andere Utensilien in den Hof und beginnt mit der Arbeit. Endlich tauchen die lang ersehnten Kinder aus der Nachbarschaft auf, die den Morgen in der Schule verbracht haben. Benjamins Begeisterung überträgt sich augenblicklich auf seine Spielgefährten. Reges Treiben herrscht im Hof. Es wird gezeichnet, geklebt, ausgeschnitten und geheftet, bis schließlich alle reich verzierte Indianerkleider tragen. Sogar Schilder haben sie aus Papier gefertigt.



Christine schlägt den Kindern vor, einen Spaziergang in das nahegelegene, so wunderbar verwilderte und überwachsene brachliegende Gelände zu unternehmen, das wie eine Oase inmitten stinkender Straßen und bedrohlicher Überbauungen liegt.

Sie bahnen sich ihren Weg durch Brennnesseln und Dornen. Da gibt es allerhand zu entdecken: „Da, ein Schmetterling!“ – „Schau, ein Käfer!“ Immer wieder weisen entzückte Ausrufe der Kinder auf die vielfältigen Schönheiten der Natur hin.



Die Kinderschar versteckt sich hinter dichtem Gebüsch. Plötzlich kommen sie mit lautem Indianergebrüll hervorgestürzt. Am Ende des Geländes begegnen sie einem Mädchen, mit dem sie – über ein Gitter hinweg – ins Gespräch kommen. Behende klettern sie über das Gitter, das sie von dem Mädchen trennt.

Dann geht es weiter zu den „Bäumen“, ihrem Lieblingsplatz. Wie Affen klettern sie herum und erkunden die Gegend. Von diesem Ort sind sie jeweils gar nicht mehr wegzubringen. Sie bewerfen sich mit Pflanzen, die an den Kleidern haften bleiben. Jessica, die Jüngste von allen, weint. Sie hat sich an den Dornen weh getan. Die anderen Kinder wenden sich ihr zu, um sie zu trösten. Nach und nach fallen die papierenen Indianerkleider ab. Christine steckt sie in eine Tasche, die sie vorsorglich mitgenommen hat.

Erst gegen 19.30 Uhr treffen sie wieder zu Hause ein. Stolz zeigt Benjamin seinem Vater die selbstgebastelte Indianerbekleidung. Eilig nimmt Benjamin das Abendessen zu sich, um gleich darauf auf die Straße zu hasten.



Als er wieder zurückkommt, liest er in einem Buch über Drachen. Er träumt davon, einen Drachen fliegen zu lassen. „Mama, wann basteln wir endlich einen Drachen?“

Vor dem Einschlafen erzählt Christine Benjamin eine Geschichte.

Dienstag, 29. Juni 1993

Kaum erwacht, nimmt Benjamin ein *Lucky Luke*-Comic zur Hand und liest darin. „Ich habe Kopfweh“, klagt er nach einiger Zeit. Schon gestern verbrachte er den ganzen Tag mit Lesen. „Vielleicht solltest du mal eine Pause einlegen“, schlägt seine Mutter vor.

Der Hof ist von einer dicken Staubschicht überzogen und bedarf dringend einer Reinigung. Christine und Benjamin machen sich an die Arbeit. Blumentöpfe und andere Gegenstände müssen zur Seite geschoben werden, damit sie den Boden gründlich kehren und fegen können. Benja-





min schleppt etliche Eimer Wasser herbei, bis der Hof schließlich in neuem Glanz erstrahlt. Dann wendet er sich wieder seiner Lektüre zu. Er verschlingt die Bilder geschichten mit dem gutmütigen Cowboyhelden geradezu.

Mit einer Tasche voll Indianer-Playmobil erscheint er im frischgeputzten Hof und fragt sich: „Wo soll ich nur alle meine Indianerzelte aufstellen? Haben wir nirgends Sand oder Erde, um eine Landschaft zu bauen?“ Christine ist dagegen, daß Benjamin Dreck in den eben gereinigten Hof trägt. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als auf die Erde zu verzichten, jedoch nicht ohne seinen Mißmut darüber lautstark zu bekunden.

Mit viel Hingabe stellt er das Indianerdorf auf. „Ich weiß, wie man ein Bison basteln kann“, verkündet er freudig und rennt ins Haus. „Diesen Wurzelstock könnte ich auch gebrauchen.“ Laufend hat er neue Einfälle. „Mama, hast du nicht einen kleinen Baum, damit die Indianer hinaufklettern können, um Ausschau zu halten?“ – „Wenn du achtgibst, daß kein Ast abbricht, darfst du den Bonsai nehmen.“ Benjamin erprobt in einem Becken, das er zuvor mit Wasser gefüllt hat, die Schwimmtauglichkeit der Playmobil-Kanus. Aber sie sinken sofort auf Grund. „Jetzt weiß ich, wo der Fluß ist!“ Flink setzt er die Indianerkanus in die ausgetrocknete Wasserrinne auf der Seite des Hofes.

Als Benjamin sieht, daß seine Mutter Kartoffelpüree zum Abendessen zubereitet, möchte er ihr dabei helfen. Mit großem Eifer dreht er die Pellkartoffeln durch die Presse.

„Benjamin! Benjamin!“ Die Nachbarskinder sind von der Schule heimgekehrt und rufen ihn zum Spielen auf die Straße. Sie plaudern, springen um die Wette, rangeln um eine Verkehrstafel. „Wer ist als erster oben?“ – „Mit den Füßen treten gilt nicht!“ Samuel bringt eine Eisenkette, die er in Schwingung zu versetzen versucht, während die anderen darüber hüpfen. „Wollt ihr mit mir Playmobil-Indianer spielen?“ Benjamins Freunde lassen sich nicht zweimal bitten.



Beim Abendessen stellt sich heraus, daß die Schulkinder in wenigen Tagen für zwei Monate Ferien haben. „Wie viele Tage haben zwei Monate?“ will Benjamin wissen.

„Papa, willst du mit mir Badminton spielen?“ Erst als sie den Federball im Dämmerlicht kaum noch wahrnehmen können und der flotte Rhythmus im Spiel allmählich nachläßt, gehen sie ins Haus. Benjamin ist schweißgebadet. Doch von einer Dusche will er nichts wissen. Schon verschwindet er wieder auf der Straße. Um 23.30 Uhr dann müssen die anderen Kinder ins Bett, und er bleibt alleine zurück. „Jetzt werde ich duschen.“

Die soziale Entfaltung im Kontext autonomen Lernens – Teil II

Im Urlaub bei seinem Paten begegnete Giordano einem Jungen mit dem Namen Basil. Sie verbrachten viel Zeit miteinander; sie spielten im Garten und freundeten sich an. Felicitas: „Basils Mutter erzählte nachträglich, daß sie den engen, freundschaftlichen Kontakt der beiden Jungen sehr schätzte. Basil sei nämlich ein schwieriges Kind, das von den anderen nicht akzeptiert werde und nur selten und umständlich Kontakt fände.“

Auch die Begegnungen in einem Lager der heilpädagogischen Schule, bei dem Felicitas und Andreas mithalfen, geben einen Hinweis auf die Offenheit und das feine Gespür unbeschulter Kinder für andere Menschen. Felicitas: „Zu erleben, wie unbeschwert Mauro und Giordano mit diesen Kindern spielten, war sehr schön.“ Andreas: „Sie fanden sofort Zugang zu diesen Kindern, ohne sie zu bewerten.“

Viele Menschen sind so stark von der Schule konditioniert, daß sie sich – ähnlich, wie es für sie unvorstellbar ist, ohne Unterricht Lesen und Schreiben zu lernen – kaum vorstellen können, im alltäglichen Leben Freundschaften zu schließen, obwohl sie das mit Sicherheit selbst schon getan haben. Entsprechend gereizt reagieren unbeschulte Kinder auf die Frage, ob sie Freunde haben. André: „Ich habe sehr viele Bekannte. Und ein paar lebenswichtige Freunde. Ich habe den Eindruck, daß man bedeutend mehr Leuten begegnen kann, wenn man durch die Welt wandelt, als wenn man tagsüber mit Gleichaltrigen eingesperrt ist. Schon als Kind hatte ich ältere und jüngere Freunde, und gerade diese unterschiedlichen Erfahrungen waren bereichernd.“ Nicht

Emilie: „Meine Güte, was wäre das Leben einfältig ohne Freunde!“

nur André rückt die Gleichaltrigkeit ins Zentrum seiner Betrachtungen, obwohl das Alter der Freunde in den sonstigen Erzählungen generell eine sekundäre Rolle einnimmt.

Eléonore: „Als ich sechs, sieben Jahre alt war, wünschte ich mir eine Freundin, nicht eine wie Emilie, die zur Familie gehörte, sondern eine anderswoher. Es war die Zeit, in der ich die Modeverkäuferinnen in unserem Stadtviertel kennenlernte, und ich liebte es über alles, ihnen beim Verkauf von Kleidern behilflich zu sein. So kam es, daß ich auf ein zwölf oder dreizehn Jahre altes Mädchen aufmerksam wurde, das jeden Tag die Straße entlangging. Zwei, drei Mal lächelte ich sie an, dann sprachen wir miteinander; und schließlich wurde sie meine Freundin.“

Praktisch alle betonen den Unterschied zwischen echten Freundschaften und unverbindlichen, flüchtigen Begegnungen. Während bei jüngeren Kindern vor allem das gemeinsame Spiel und das Austauschen von materiellen Gütern das Wesen einer Freundschaft ausmachen, gewinnen nach und nach Werte wie gegenseitiges Vertrauen, gemeinsame Interessen, Intimität und Loyalität an Wichtigkeit.

Delphine: „Ich unterscheide zwischen Freunden und Begegnungen. Begegnungen sind in meinem Leben häufig, ich habe aber nur wenige Freunde; von ihnen weiß ich jedoch, daß sie mit mir durch dick und dünn gehen. Ich bin eine Einzelgängerin, ob ich nun eine Schule besucht habe oder nicht. Der Schulbesuch hätte auch nichts daran geändert.“ So wie es unter Schulkindern geselligere und weniger gesellige Wesen gibt, so sind nicht alle unbeschulter Kinder gleichermaßen kontaktfreudig. Aber Freundschaften pflegen meines Wissens alle.

Besonders bei Jugendlichen kommt es immer wieder vor, daß die Konfrontation mit der ungewöhnlichen Lebensart unbeschulter Kinder auf Ablehnung und Unverständnis stößt. Das läßt sich mit dem etwas paradoxen, konfusem Umstand begründen, daß Jugendliche in einer Phase stecken, in der sie besonders stark mit dem Leistungsdruck des Systems in Berührung kommen, gleichzeitig gegen die Gesellschaft revoltieren, trotzdem aber die meisten, gängigen Werte zutiefst verinnerlicht haben.

Lino: „Wirklich gute Freunde habe ich nur wenige, Kollegen zu Hunderten. Durch den Sport haben Taig und ich regen Kontakt zu anderen Jugendlichen, und auch auf unseren Reisen haben wir viele Leute kennengelernt.“

Exkurs: Aus verschiedenen Milieus

Lernt ein Schulkind in einer Schulklasse nicht auch Kinder aus ganz verschiedenen Milieus kennen? Ist das nicht auch Anstoß für soziales Lernen?

Sicher kann die Schule eine Gelegenheit dazu bieten, aber sie ist nicht die einzige Möglichkeit. Unbeschulte Kinder begegnen täglich Menschen aus verschiedensten Milieus und bekommen genügend Anstoß für soziales Lernen. Lino: „Der *Trocadero* ist ein Ort, wo sich Leute jeden Alters, jeder Rasse, jeder Mentalität aufhalten, aber der große Unterschied zur Schule ist, daß sich diese Leute dort treffen, weil sie Lust dazu haben. Das ist wesentlich. Auf dem *Trocadero* habe ich die Kleinlichkeit der Leute nie wirklich gespürt, denn sie sind da, um Spaß zu haben, sie zerbersten vor Lebensfreude, die Freude und die gute Laune reißt sie mit.“

Das Zusammentreffen von Kindern – auch wenn sie aus verschiedenen Milieus stammen – wie es in der Schule geschieht, führt zu einem künstlichen Milieu, dem „Schulmilieu“. Es ist gekennzeichnet durch Wettbewerb und den Zwang, sich bewähren zu müssen, aber auch durch Interesselosigkeit der Schüler bis hin zu Resignation. Selbstverständlich kann dieses Umfeld, wie es für Schicksalsgemeinschaften typisch ist, zu intensiven Freundschaften führen. Trotzdem sind Kinder, die in die Schule gehen, viel mehr Schulkinder als Kinder ihres Milieus. Sie müssen sich der Norm anpassen, weil sie sonst ausgestoßen werden. Der daraus erwachsende Gruppendruck ist gewaltig – oftmals auch gewalttätig. Viele Kinder werden von Älteren und Stärkeren drangsaliert und die Gewalt auf Pausenhöfen und in Schulhäusern nimmt eher zu als ab. Deshalb gilt es ernsthaft zu fragen, ob das Schulmilieu wirklich geeignet ist, soziale Verhaltensweisen zu fördern oder ob sie nicht vielmehr Keimzelle für egoistisches, aggressives, auf Leistung und Konkurrenz ausgerichtete – eben asoziales – Verhalten ist.

Emilie: „Obwohl ich keine Schwierigkeiten habe, Freunde zu finden, sind Jugendliche in meinem Alter oftmals ärgerlich, wenn sie erfahren, daß ich nicht in die Schule gehe. Die vorgefaßte Meinung, die sie sich von mir machen, ist stets ähnlich. Sie denken, daß ich ein verwildertes Kind sei, das weder lesen noch schreiben könne und nicht den geringsten Respekt vor der Umwelt habe. Bald bemerken sie, daß allen meinen Beschäftigungen ein Element zugrunde liegt – ein Element, das die Beständigkeit in meiner Arbeit ausmacht: die Leidenschaft. Das schlucken sie auch nur widerwillig, denn im allgemeinen glauben sie,

daß Leidenschaft etwas ist, das einem in der Schule vergönnt bleibt. Von diesem Moment an versteifen sie sich auf den Gedanken, daß ich sie nach jeder ihrer Handlungen beurteile. Aber glücklicherweise merken sie dann allmählich, daß ich ohne Vorurteile bin. Ich empfinde kein Mitleid mit ihnen, ich fixiere mich keinen Moment auf ihr Schicksal, ich kritisiere sie nicht. Und das alles meine ich aufrichtig. Mit Erwachsenen ist die Beziehung bedeutend einfacher.“

Mit zunehmendem Alter gewinnen außerfamiliäre Aktivitäten an Bedeutung. Der Besuch verschiedenster Veranstaltungen, wie Theatergruppen, Tanzunterricht, Schwimmkurse ermöglicht den regelmäßigen Kontakt mit einer gleichbleibenden Gruppe von Menschen und führt unbeschulte Kinder in Systeme mit anderen Verhaltenskodexen, mit denen sie sich arrangieren müssen. So bieten diese außerfamiliären Aktivitäten Gelegenheit, das Spektrum sozialer Kompetenzen zu erweitern.

Nicht außer acht gelassen werden darf, daß die Individuation ein unentbehrlicher Teil der sozialen Entfaltung ist. Der Mensch ist sowohl ein individuelles als auch ein gesellschaftliches Wesen. Dies bestätigen meine eigenen Beobachtungen, die sich mit empirischen Untersuchungen über die psychische Gesundheit des Menschen decken.⁵ Unbeschulte Kinder bewegen sich auf einer Gratwanderung zwischen polaren Eigenschaften: einerseits sind sie extrem individuell und gesund egoistisch, andererseits aber auch altruistisch und mitfühlend.

Ich persönlich empfand den Umgang mit unbeschulten Kindern als höchst anregend und angenehm. Ein Sachverhalt, der nicht besonders erstaunt: Leben diese Kinder doch in einem Klima, das von gegenseitiger Rücksichtnahme und Verständnis für die persönlichen Bedürfnisse geprägt ist. Ich bin überzeugt, daß der nicht-direktive, unterstützende Umgang die Fähigkeit, offen zu sein für das Andersartige, auf andere Menschen zuzugehen und Kontakte zu pflegen – zugleich anpassend und doch immer seine Persönlichkeit wahrend – sogar noch fördert. Der Mensch ist von Natur aus sozial veranlagt und die bemerkenswerte Soziabilität des Neugeborenen ist ein Hinweis auf das große Potential für sein zukünftiges soziales und persönliches Wachstum – ein Gut, das durch fehlende Zuwendung oder autoritäre, sanktionierende Eingriffe leider ohne weiteres in Mitleidenschaft gezogen werden kann, in einer kinderfreundlichen Umgebung aber zweifellos zum Blühen kommt.



„Sich sozial zu entwickeln bedeutet nicht nur, sich in die Gesellschaft einzuordnen; es heißt auch, sich von anderen Mitgliedern dieser Gesellschaft abzugrenzen. Man muß den eigenen Platz in der sozialen Ordnung, die eigene Identität und Persönlichkeit finden - kurz, das individuelle, einmalige Gefühl des eigenen Selbst.“
(William Damon)